

Presse

Quelle: Neue Zürcher Zeitung
Ausgabe: Sonderdruck im März 2003
Autor: Brigitte Hürlimann

Der Fluch der Baronin

Von Brigitte Hürlimann (Text) und Peter Dammann (Bilder)



„AUS DIESEM SCHLOSS SOLL EINE IRRENANSTALT WERDEN!“ Das waren die letzten Worte der Hortensia Bánffy gewesen, als sie von den rumänischen Kommunisten von ihrem Landgut in Borsa vertrieben wurde – eine ältere, verwitwete, kinderlose, im Dorf überaus

beliebte Baronin. Sie kam nie mehr zurück, und jetzt, Jahrzehnte später, sind kaum noch Spuren ihres Wirkens zu finden.

Der Schuldirektor von Borsa weiß nichts über sie, der orthodoxe Pfarrer ebenfalls nichts, der Bürgermeister zuckt ratlos die Schultern, in der Gemeindebibliothek ist nicht ein einziges Schriftstück über das einst in ganz Transsilvanien so mächtige, ungarische Adelsgeschlecht zu finden. Nur die Alten im Dorf erinnern sich an Hortensia Bánffy, sie berichten in ihren niedrigen Stuben gerne von früher, am liebsten bei einem Gläschen selbst gebrannten Schnaps. Die Baronin, heißt es, sei in der Stadt Târgu Mures gezogen, also in Transsilvanien geblieben. Sie habe mit ihren Geschwistern unter ärmlichsten Bedingungen in einem Kellerloch ohne Tageslicht hausen müssen. Der 85-jährige Teodor Lungu, einst Schäfer der Bánffys, erzählt, sein Bruder habe die Baronin dort besucht, ihr Brot gebracht und sie und ihre Geschwister fotografiert. Was mit diesen Fotos geschehen ist, weiß er nicht.

Lungu stimmt ein altes Volkslied an, im einzigen geheizten Raum seines Hauses, der im Winter als Stube, Küche, Wohn-, Ess- und Schlafzimmer dienen muss. Dieses Lied sang er schon als Schäfer, auf den Hügeln der lieblichen Landschaft Transsilvaniens; sein Vater hatte es ihm beigebracht, der war auch Schäfer bei

den Bánffys gewesen, machte den besten Käse weit und breit, und wie er so aus vergangenen Zeiten erzählt, fällt Teoduor Lungu plötzlich ein, dass der einzige Bruder der Baronin nicht richtig im Kopf, ein bisschen verrückt gewesen sei. Ins Schloss, sagt er, gehe er schon lange nicht mehr. Wegen der Leute, die heute dort wohnten. Denn die Baronin ist fort, ihr Fluch aber in Erfüllung gegangen.

KAUM EINER, DER DAS ANSTALTSGELÄNDE FREIWILLIG BETRITT.

Keiner, der es hier aushalten würde. Auch den orthodoxen Pfarrer des Dorfes verschlägt es nur an den höchsten Feiertagen dahin. Er weigert sich, im kahlen, feuchten, modrigen Essraum der Klinik Messen abzuhalten, wie es die Ärztin Elisabeta Túró?s vorgeschlagen hatte. Die Patienten seien zu ungeduldig und zu unruhig, sagt der Pfarrer, sie störten, könnten sich nicht einen Gottesdienst lang konzentrieren. Darum lässt er es lieber bleiben. Wenn er doch einmal kommt, in vollem Ornat, dann dürfen die Insassen immerhin das Kreuz küssen, das er um den Hals trägt, und er nimmt ihnen die Beichte ab. Als hätten nicht jene, die für diese Anstalt verantwortlich sind, und jene, die tatenlos dem Unmenschlichen zusehen, weit mehr zu beichten als die 215 Frauen und Männer, die schizophren, geisteskrank, dement oder chronische Alkoholiker sind und mit ihrem meist lebenslangen Aufenthalt in der Klinik von Borsa ein schweres Kreuz zu tragen haben. Nur ein paar einzelne Patienten, bei denen ein Restchen Widerstand noch nicht abgetötet oder mit Medikamenten stillgelegt werden konnte, rafften sich manchmal zu einem kurzen Anflug von Überlebenswillen auf, hängen sich flehend an die junge, ungarische Ärztin oder an die seltenen Besucher. „Lasst mich gehen“, sagen sie dann, „ich halte es hier nicht aus. Ruf meine Mutter an, meine Schwester, meinen Onkel – bitte. „Knochige, schmutzige Hände stecken den Besuchern oder der Ärztin einen Fetzen Papier zu mit einer Telefonnummer, einem Namen, einer Adresse. Es ist die letzte Verbindung nach draußen, die letzte Hoffnung – eine winzige Hoffnung. Die meisten erhalten selten oder gar nie Besuch, sie sind eingeliefert und vergessen worden. So hofft auch Cristina Gotea nur noch auf Silvester Stallone.

Sie ist irgendwie in den Besitz einer alten, zerfetzten Fernsehzeitschrift gekommen, hat dort ein Bild des Stars entdeckt und sich in ihn verliebt. Neunundzwanzig ist sie, seit einigen Jahren Patientin in Borsa, und sie schreibt: „Stallone, ich liebe dich sehr. Ich will, dass du schnell hierher kommst und mich mit nach Miami

nimmst. Ich warte an der Pforte auf dich. Liebe, liebe Grüsse von Cristina. Du musst sehr schnell kommen.“ Cristina Gotea lächelt verlegen, als die Dolmetscherin den Brief laut übersetzt; sie liegt in ihrem Bett, mag heute nicht aufstehen, und sie versteckt das Papier schnell wieder unter der Matratze. Sie hat, wie die meisten Patienten von Borsa, weder ein Nachttischchen noch sonst irgendwo eine Schublade oder ein Fach, nicht einmal einen Koffer unter dem Bett, wo sie ihre armseligen Schätze oder ein paar Kleider aufbewahren könnte. Immerhin hat die junge Frau das Glück, nicht in einem der allerscheusslichsten Säle leben und das Bett mit jemandem teilen zu müssen.

ALLE ANGESTELLTEN DER KLINIK, ausser dem leitenden Psychiater Radu Ilea und der Allgemeinärztin Elisabeta Túrós, stammen aus Borsa. Die psychiatrische Anstalt ist der wichtigste Arbeitgeber im 1800-Seelen-Dorf. Niemand arbeitet gern und aus Überzeugung hier, doch Arbeitsplätze sind in Borsa so rar wie geteerte Strassen oder öffentliche Verkehrsmittel, und deshalb sind die einen Dorfbewohner neidisch auf die anderen, die eine, wenn auch ungeliebte, aber immerhin bezahlte und sichere Arbeitsstelle bekommen haben. Früher arbeiteten die armen Bauern für die B?nffys. Das waren feudalistische Zeiten. Als Lohn erhielten sie von den adligen Herrschaften ein Stückchen Land zum Bestellen, Naturalien, ein Darlehen, um sich ein Häuschen bauen zu können, dazu ein paar Batzen. Während der kommunistischen Ära lebte man nicht im Überfluss, hatte aber zumindest eine gut funktionierende landwirtschaftliche Kooperative, bearbeitete gemeinsam die weitläufigen, fruchtbaren Felder und Wiesen. Heute finden ein paar Dutzend der Armen im Dorf – und arm sind hier fast alle – eine Beschäftigung in der psychiatrischen Anstalt. Als Lohn gibt es zwar ein geregeltes Gehalt, doch das ist so mies, dass man davon nicht existieren kann. Eine medizinische oder soziale Ausbildung hat fast niemand. Die meisten Dorfbewohner wurden mit einem Schnellkurs in die Erfordernisse der Psychiatrie eingeführt. Ihre Arbeit besteht vor allem darin, für die Fütterung der Patienten, ihre körperliche Hygiene und die Reinigung der Räume zu sorgen, einmal abgesehen vom gelangweilten Herumstehen und Kettenrauchen. Von Hygiene zu reden ist allerdings reiner Hohn. In der Klinik von Borsa steht für die 98 Frauen und die 117 Männer je eine Dusche zur Verfügung. Einmal pro Woche, so lautet die Vorschrift, gehört jeder Patient unter die Dusche. Doch das Wasser rinnt nur spärlich, manchmal einen ganzen Tag lang gar nicht.

Es gibt einen kleinen Elektroboiler und einen kleinen Holzboiler, ansonsten muss das Wasser auf dem Feuer gewärmt werden. Die „Badezimmer“ sind feuchte, kalte Löcher, meist mit den Toiletten kombiniert, so dass es erbärmlich stinkt, da in aller Regel in keiner der Toiletten die Wasserspülung funktioniert. Auch in den ehemaligen Schlossgemächern, den heutigen Aufbewahrungssälen für psychisch Kranke, ist der Gestank an manchen Tagen so unerträglich, dass Besucher auf der Schwelle kehrt machen oder nach wenigen Minuten mit Brech- und Hustenreiz zum Ausgang hasten. Dabei ist es gar nicht leicht, einen Ausgang zu finden. Die Zimmer und Säle sind so angeordnet, wie das in Schlössern eben üblich war: Ein Raum führt in den nächsten ohne Korridor – für eine Klinik denkbar ungeeignet. In den hoffnungslos überfüllten, viel zu hohen Zimmern herrscht ein ständiges Hin und Her. Die Wände bröckeln, haben seit Jahren keinen Anstrich mehr bekommen, und jedes einzelne Zimmer wird mit einem Holzofen geheizt. Der Rauch mischt sich mit den Ausdünstungen der ungewaschenen Patienten, die monatelang die gleichen Fetzen am Leibe tragen, auf schmutzigen, abgewetzten Matratzen liegen, in schmutzige Laken gehüllt. Wenn es draußen kalt ist – und der Winter in Transsilvanien ist streng –, wird in den Zimmern ab und zu auch geraucht, was die Luftqualität nicht verbessert und natürlich strengstens verboten wäre. Die rumänischen Carpati-Zigaretten, billig und stark, hinterlassen einen beißenden Rauch. Doch es gibt keinen einzigen Aufenthaltsraum für die Patienten, und die wenigen Angestellten sind derart unmotiviert, dass man in der Regel mit keiner Schelte rechnen muss. Was man in den Zimmern nicht sieht oder riecht, was aber mindestens so schlimm ist die schlechte Luft: Es wimmelt von Läusen und Krätzmilben. Die Angestellten hüten sich, den Kranken zu nahe zu kommen. Körperkontakt wird tunlichst vermieden, die Besucher werden davor gewarnt, sich auf Betten oder Stühle neben die Patienten zu setzen. In der Waschküche funktioniert genau noch eine Waschmaschine, die älteste von allen, fast ein Museumsstück. Die Bettwäsche muss allerdings zuerst auf dem Holzfeuer in kochendem Wasser vorgewaschen werden, ehe sie in die altertümliche Maschine kommt. Später wird sie draußen zum Trocknen aufgehängt, und dort bleibt sie dann, auch im feuchtkalten Winter, tagelang.

SOLCHE UND ANDERE HORRORBILDER aus der rumänischen Psychiatrie oder aus rumänischen Kinderheimen sind nicht unbekannt. Sie gelangten kurz nach dem Zusammenbruch des Ceausescu-Regimes in den Westen und lösten Entset-

zen aus. Doch seither sind immerhin bald fünfzehn Jahre vergangen, und Rumänien bemüht sich heute um ein anderes, gefälliges Image.

Das Möchtegern-EU-Mitglied kann sich einen Ort wie Borsa nicht mehr leisten. Allerdings ist zu befürchten, dass es noch in anderen abgelegenen Gebieten des Landes ähnliche Aufbewahrungsstätten für chronisch psychisch Kranke zu finden gäbe – unauffällig, eingezäunt, ohne Wegweiser oder Anschrift, die auf ihre Existenz hindeuten würden. Selbst rumänische Fachleute, Ärzte, Gesundheitsdirektoren, Professorinnen oder Bürgermeister, geben zu, dass solche Anstalten untragbar sind und eine Schande für ihr Land. Auch der Westen müsste sich einmischen und etwas Effizientes tun, anstatt bloss geduldig und nachsichtig mit dem Regime zu sein oder ein paar Hilfsgüter zu schicken. Solch gut gemeinte und kurzfristig sicher auch nützliche Lieferungen sind vereinzelt sogar bis nach Borsa gelangt. Vor allem holländische Organisationen zeigten sich eine Zeitlang engagiert, sie brachten Waschmaschinen, Betten, Matratzen, Fernsehapparate, Kleider, einen alten Ambulanzwagen und eine Kühltruhe für Lebensmittel. Doch heute kommen die Holländer kaum noch, sagt der Klinikleiter Radu Ilea. Sie seien frustriert, weil sie zu wenig Resultate sahen, weil die Waschmaschinen, die sie brachten, nicht funktionierten und weil die Patienten trotz zahlreicher Kleiderspenden immer noch in Lumpen gingen.

Radu Ilea ist wieder weitgehend auf sich gestellt. Der Psychiater arbeitet seit siebzehn Jahren in der Klinik, und auch er ist sehr frustriert. Sein direkter Vorgesetzter ist der Gesundheitsdirektor des Bezirkes Cluj, und er hat es im Laufe seiner Tätigkeit schon mit fünf verschiedenen Gesundheitsdirektoren zu tun gehabt; alle hatten sie ihm das Blaue vom Himmel versprochen, ihm zugesichert, Borsa würde zuoberst auf die Prioritätenliste gesetzt, aber geschehen ist nichts. „Als ich hier anfang, hatte ich einen Traum“, sagt er. „Ich wollte, dass es den Patienten besser geht. Aus diesem Traum ist nichts geworden.“ Radu Ilea verdient als Klinikleiter und Facharzt umgerechnet knapp 200 Euro pro Monat, fast die Hälfte davon muss er für den Arbeitsweg im Auto ausgeben, denn in Borsa könne man nicht leben, sagt er, es gebe hier einfach nichts. So lebt er mit seiner Familie in Cluj, zu viert in zwei Zimmern. Die Stadt gehört zu den modernsten und wohlhabendsten Orten des Landes und ist, bei guten Strassenverhältnissen, eine Autostunde von Borsa entfernt.

UNTER DEM KOMMUNISTISCHEN REGIME habe sich die Anstalt wenigstens einen gut ausgebauten landwirtschaftlichen Betrieb leisten können, sagt Radu Ilea. Davon ist fast nichts übrig geblieben: Eine Schafherde, zwei Schweine, zwei kleine Gärten. Früher stellten die Patienten auch Korbwaren her, die am wöchentlichen Bauernmarkt im Dorf feilgehalten wurden. Heute ist die Anstalt derart überfüllt, dass es keinen Raum für Beschäftigung oder Therapie mehr gibt. Viele der Patienten liegen den ganzen Tag im Bett, zeigen kaum mehr menschliche Reaktionen.

Die wichtigste Abwechslung im Anstaltsalltag sind die Mahlzeiten. „Ich lade Sie zum Mittagessen ein. Begleiten Sie mich in den Essraum. Essen Sie mit uns“, fordert Victor Marina die ausländischen Besucher höflich auf. Er ist Alkoholiker, Architekt, einer der gebildetsten unter den Patienten, ein schöner, sauber und sorgfältig gekleideter Mann; er fällt auf, und er hofft, die Klinik diesen Frühling verlassen zu können. Er wird von den Patienten und Angestellten als Autorität geachtet. In seinem früheren Leben gehörte er zum Architektenteam, das am grössenwahnsinnigen Palast Ceausescus in Bukarest mitgearbeitet hatte. Victor Marina weiß genau, dass es kein Außenstehender schafft, den Fraß auch nur zu kosten, der den Patienten in der Klinik zugemutet wird. Auch er selbst lässt seinen Blechnapf oft unberührt stehen und begnügt sich mit einem papmigen Stück Weissbrot.

Vor zwei Jahren brannte die Küche vollständig aus. Seither wird die Suppe im Freien, unter zwei Zelten gekocht, auch im Winter, bei Minustemperaturen. Die Anstaltsleitung sagt, Victor Marina sei gesund und dürfte die Klinik eigentlich verlassen, doch es gebe einfach keinen Ort, wo er hingehen könne. Er sei früher aggressiv gewesen, ein chronischer Alkoholiker, er habe in Cluj ein Schaufenster eingeschlagen. Nun lebe er seit drei Jahren in der Klinik und beginne langsam zu verfallen – wegen der Medikamente und wegen der Umgebung.

DIE ANSTALT WURDE 1957 GEGRÜNDET und ist seither Abstellplatz für Schwerstkranke. Hierhin werden jene Psychiatriepatienten gebracht, die als aggressiv oder schwer verhaltensgestört gelten. Doch es ist nicht nur die Krankheit, sondern auch die Armut, die Menschen Anstalten wie dieser ausliefert. Kaum eine Familie kann oder will ihre psychisch kranken Angehörigen bei sich zu Hause pflegen.

Das ist in Rumänien nicht üblich. Der Wohnraum ist eng, alle müssen arbeiten oder Arbeit suchen, es gibt keine Tagesstrukturen für psychisch Kranke, keine spitalexterne Hilfe, überhaupt keine Hilfe vom Staat, weder finanzieller noch moralischer Art – nur diese abgelegenen Heime. Psychisch Kranke haben keinen Platz in einer Gesellschaft, die sich vom Schock des totalitären Regimes noch nicht erholt und jegliche Orientierung verloren hat, die nach Besserem strebt und strampelt und dabei kaum über die Runden kommt. Man will sie nicht sehen, diese unnützen Störenfriede, diese Unberechenbaren und hoffnungslos Kranken, man will sich nicht um sie kümmern müssen. In der Klinik von Borsa wird viel gestohlen: Kleider, Esswaren oder Geschirr. Doch so lange die Angestellten selber unter schwierigsten Bedingungen leben, mit einem Lohn abgespeist, von dem keiner existieren kann, weder Ausbildung noch Betreuung oder gar Motivation erhalten oder aus purer Not einer Arbeit nachgehen, die sozial geächtet ist – solange wird sich daran nichts ändern.

Die Ärztin Elisabeta Túrós arbeitet seit sechs Jahren in der Klinik. Bevor sie sich ihren klapprigen Lada anschaffen konnte, musste sie mit dem Zug und die letzten paar Kilometer per Anhalter in die Anstalt reisen, bei Wind, Regen, Schnee und Kälte. Es sei für sie ein Schock gewesen, sagt sie, als sie das erste Mal nach Borsa kam. Sie sei trotzdem geblieben, weil sie die Patienten nicht im Stich lassen wolle. Sie habe gelernt, sich über Kleinigkeiten zu freuen: über ein Lächeln, ein nettes Wort. Über Cristina Gotea, die am Morgen die junge Ärztin willkommen heißt, den taubstummen Carol Tanko, der strahlend auf seine sorgsam gebundene Krawatte zeigt. Elisabeta Túrós ist bei den Kranken beliebt. Sie hat durchgesetzt, gegen das Unverständnis und den Widerstand anderer Angestellter, dass die Türe ihres Kabinetts für die Patienten immer offen steht. Nicht, dass sie viel ausrichten könnte. Zuhören, ein paar aufmunternde, tröstende Worte mitgeben, ein paar Medikamente verschreiben, um wenigstens akute Schmerzen zu lindern.

DAS BÁNFFY-SCHLOSS VON BORSA, das Hauptgebäude der heutigen psychiatrischen Anstalt, steht auf der Liste der denkmalgeschützten Objekte Rumäniens, es darf durch bauliche Maßnahmen nicht groß verändert werden, und es befindet sich in einem lamentablen Zustand. Alte Dorfbewohner erzählen von den schönen, festlichen Räumen im Schloss, von der Blumenpracht im Park, von den noblen Empfängen der Baronin, an denen die Dorfbevölkerung natürlich nicht teilhaben durfte – ausser als Bedienstete. Doch keiner im Dorf sagt ein böses

Wort über die Schlossherrin, alle schwärmen sie von der Mildtätigkeit der ungarischen Adligen, die regelmässig Kleider, Esswaren und andere Güter an die armen, kinderreichen Bauern verteilt habe. Einzig der junge, zugezogene Dorftierarzt sagt, die Bauern seien damals wie Leibeigene behandelt worden. Die Bánffys hatten in Transsilvanien mehrere, zum Teil prachtvolle Schlösser besessen. Eines steht mitten in Cluj und dient heute als Kunstmuseum, ein anderes, das einst schönste und größte von allen, liegt in unmittelbarer Nähe von Borsa, in Bontida. Man nennt es auch das Versailles Rumäniens. Es besteht nur noch aus Ruinen. Deutsche Soldaten hatten es gegen Ende des Zweiten Weltkrieges in Schutt und Asche gelegt. Mit Spendengeldern soll es nun wieder aufgebaut werden. Der britische Thronfolger Prinz Charles hat die Ruinen im vergangenen Frühling besucht. In die psychiatrische Anstalt, das weitaus bescheidenere Schlösschen von Borsa, hat es der Prinz nicht geschafft. An die feudalen Zeiten erinnern hier nur noch ein barocker Wandschrank im Eingang des Hauptgebäudes, einige Leuchten und die massiven, holzgeschnitzten Türen, die von einem Saal in den anderen führen. Wo einst Hortensia Bánffy in ihren langen Roben wandelte, sich am Cheminéefeuer wärmte, am Flügel spielte und Gäste empfing, schlurften heute die Patienten in zerschissenen Schuhen oder barfüssig über den kalten Steinboden. Sofern sie es schaffen, sich von ihrem Lager zu erheben.

Eine Hoffnung gibt es für die Patienten in Borsa. Vergangenen Herbst wurde ein süddeutscher Verein, der seit vielen Jahren Anstalten in Rumänien unterstützt, zufällig auf die desolaten Zustände in Borsa aufmerksam. Er setzt nun Himmel und Hölle in Bewegung, um den Menschen in der Klinik zu helfen, und zwar schnell und nachhaltig. Neben kurzfristigen Hilfslieferungen ist vor allem geplant, einen grossen Teil der 215 Patienten in anderen, neu zu gründenden, kleineren Anstalten unterzubringen und für die in Borsa Verbleibenden eine Art landwirtschaftliche Kolonie aufzubauen.